

Okko Herlyn

Das Vaterunser

Verstehen, was wir beten



neukirchener
verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Bibelverse sind entnommen aus: Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

© 2017 Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com

Lektorat: Ekkehard Starke

DTP: Breklumer Print-Service, breklumer-print-service.com

Verwendete Schriften: Eurostile, Adobe Garamond Pro

Gesamtherstellung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7615-6446-2 (Print)

ISBN 978-3-7615-6447-9 (E-Book)

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

I.	Ein paar Dinge vorweg	7
II.	„Vater“	
	Mehr Vertrauen geht nicht	19
III.	„Unser“	
	Angriff auf die Einsamkeit	27
IV.	„Im Himmel“	
	Kitsch ist etwas anderes	37
V.	„Geheiligt werde dein Name“	
	Die Wiederentdeckung der Ehrfurcht	47
VI.	„Dein Reich komme“	
	Sehnsucht nach einer anderen Welt	57
VII.	„Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden“	
	Verantwortung statt Schicksalsergebenheit	67
VIII.	„Unser tägliches Brot gib uns heute“	
	Wie Beten zur Politik wird	77

IX.	„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“	
	Das Ende der Verdrängung	89
X.	„Führe uns nicht in Versuchung“	
	Jenseits von Pralinen und Bettgeschichten	101
XI.	„Erlöse uns von dem Bösen“	
	Vorderhand ein Apfelbäumchen pflanzen	111
XII.	„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“	
	Zwecklos, aber nicht sinnlos	123
XIII.	„Amen“	
	Kein hemdsärmeliges „O. K.“	135
XIV.	Zum Schluss mindestens drei gute Gründe, das Vaterunser zu beten	145
	Quellenangaben	149

I. Ein paar Dinge vorweg

1. „Geht eigentlich immer“

„Geht eigentlich immer.“ Die freundliche Verkäuferin in der Abteilung für Herrenmode macht ein aufmunterndes Gesicht. Nachdem ich mich bei dem Versuch, einen neuen Pullunder für die Übergangszeit zu erstehen, lange nicht zwischen Marineblau und Bordeauxrot entscheiden kann, hält sie mir schließlich eine unauffällige Strickjacke entgegen. „Hier. Versuchen Sie es doch einmal damit. Mit der Farbe können Sie im Grunde nichts falsch machen. Beige geht eigentlich immer.“

„Geht eigentlich immer.“ Manchmal kann man den Eindruck gewinnen, als treffe das auch auf das Vaterunser zu. Kein evangelischer Gottesdienst, keine katholische Messe, keine ökumenische Andacht, keine kirchliche Amtshandlung, kaum eine seelsorgerliche Begegnung am Krankenbett ohne. Das Evangelische Gesangbuch z. B. empfiehlt das Vaterunser – neben dem gottesdienstlichen Gebrauch – sowohl für die Morgen- und Abendandacht als auch für ein mittägliches Friedensgebet, für Advents- und Passionsandachten, für Tagzeitengebete, Nottaufen und Einzelbeichten und schließlich für die Aussegnung eines Leichnams. Der Württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann bekennt freimütig: „Dieses Gebet passt immer. Ob ich zweifle oder vertraue, ob es

mir gut geht oder schlecht, ob ich heiter bin oder traurig.“ Letztens behauptete eine Pfarrerin am Ende ihrer gottesdienstlichen Fürbitte sogar, dass „alles, was wir sonst noch auf dem Herzen haben“, in den Worten des folgenden Vaterunsers „zusammengefasst“ sei. Ich gestehe gerne, dass ich das meiste, was ich in dem Moment auf dem Herzen hatte, nicht in den Worten des Vaterunsers „zusammengefasst“ sah. Aber das mag an mir gelegen haben.

Dennoch frage ich mich: Ist das Vaterunser überhaupt ein Gebet „für alle Fälle“? So eine Art Passepartout, das irgendwie immer und bei jeder Gelegenheit „passt“? Und mit dem man wie mit einer Strickjacke in Beige jedenfalls „nichts falsch machen kann“? Oder könnte es sein, dass man gerade, *indem* man es wie eine „Allzweckwaffe“ bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten meint einsetzen zu können, nicht nichts, sondern am Ende *alles* falsch macht? Mich irritiert, wie gedankenlos oft mit diesem Gebet umgegangen wird – auch im evangelischen Raum. So als sei allein sein Wortlaut eine Art selbstwirksames Mantra, das durch seine ständige Wiederholung eine gewisse Kraft entfalte. Mich irritiert auch, wenn ich in einer katholischen Kirche aus irgendeiner Nische ein fortwährend und rasch gemurmeltes: „Vater unser im Himmel ...“ vernehme, während die Perlen eines Rosenkranzes durch die Hände einer alten Frau gleiten. Ich will ja niemandem zu nahe treten, aber könnte es sein, dass das Vaterunser auch manchmal ein wenig zu viel, ein wenig zu stumpfsinnig, ein wenig zu inflationär runtergeleiert wird? Schon Martin Luther beklagte sich seinerzeit mehr als einmal darüber, dass das Vaterunser „der größte Märtyrer auf Erden“ sei. „Denn jedermann plagts und missbrauchs.“ Harte Worte, sicher. Aber hat der Mann so Unrecht?

Doch dann denke ich wieder andersherum. Ein Gebet, das „eigentlich immer geht“, hat ja vielleicht auch sein Gutes. Hat ja vielleicht

auch etwas Entlastendes an sich. Wo steht denn geschrieben, dass man sich bei all und jeder Gelegenheit immer gleich tiefe Gedanken darüber machen muss, wie und was man beten soll? Vielleicht ist es ja manchmal nur ein Gefühl oder ein unbedingtes Bedürfnis, jetzt ein Gebet zu sprechen. Solche Situationen gibt es doch. Und dann auch die Erfahrung, dass einem genau in solch einer Situation aus irgendeinem Grunde die Worte fehlen. Selbst der Apostel Paulus seufzte gelegentlich: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt“ (Römer 8,26). Ist es da nicht manchmal einfach gut und entlastend, auf Vorhandenes, durch Jahrhunderte hindurch Bewährtes zurückgreifen zu können, ohne lange nachdenken zu müssen? Der Theologe Eberhard Jüngel berichtet davon, wie seine Mutter während eines Bombenangriffs im Luftschutzbunker mit lauter Stimme das Vaterunser gebetet habe. Sie, eine – wie er sagt – „nicht im kirchlichen Sinne fromme Frau“, hatte in dieser Extremsituation, die einem die eigene Sprache gewiss verschlagen kann, einfach auf für sie vertraute Worte zurückgegriffen. War das so verkehrt? Muss ein Gebet, das „eigentlich immer geht“, deshalb auch immer gleich problematisch sein?

So sind wir, noch ehe wir uns auch nur mit einem einzigen Wörtchen aus dem Vaterunser selbst beschäftigt haben, bereits mit etlichen nicht ganz unwichtigen Fragen konfrontiert. Eine weitere – scheinbar nur äußerliche – ist: Wie lautet eigentlich der richtige Name dieses Gebets?

2. „Vaterunser“, „Unser Vater“, „Gebet des Herrn“ oder wie?

„Vater unser im Himmel ...“ So ist uns der Beginn des Vaterunsers wohl vertraut. Doch wenn wir nicht wüssten, dass es sich nun

einmal um das zentrale Gebet der Christenheit handelt, müssten wir bereits jetzt stutzen. „Vater unser“ – hat da jemand im Deutschunterricht vielleicht nicht richtig aufgepasst? Es muss wohl im dritten oder vierten Schuljahr gewesen sein: „besitzanzeigende Fürwörter“. Mein, dein, unser, euer usw. Bitte grundsätzlich vor und nicht nach dem dazugehörigen Hauptwort. Also: „mein Haus“ und nicht: „Haus mein“. Doch hier: „Vater unser“. Komisch.

Um das zu verstehen, müssen wir einen kleinen Schritt zurückgehen. Das Vaterunser ist – wir werden darauf noch verschiedentlich zu sprechen kommen – ursprünglich ja nicht in Deutsch, sondern in Griechisch aufgeschrieben worden, der Sprache des Neuen Testaments. Und hier ist es nun einmal so, dass das besitzanzeigende Fürwort in der Regel nicht vor, sondern nach dem Hauptwort kommt. Ähnlich ist es im Lateinischen, also der Sprache, in die die Bibel schon ein paar Jahrhunderte später übersetzt wurde. Auch hier gilt – anders als im Deutschen – in der Regel: besitzanzeigendes Fürwort (Possessivpronomen) bitte hinter das Hauptwort (Substantiv). Der Anfang des Vaterunsers hört sich dann – so viel Latein darf es jetzt mal sein – so an: „pater noster“.

Nun kennen wir den Begriff „Paternoster“ noch aus einem ganz anderen Zusammenhang. Im Hauptverwaltungsgebäude der Deutschen Rentenversicherung Knappschaft-Bahn-See in Bochum z. B. befindet sich ein merkwürdiger Aufzug. Ohne anzuhalten, kreisen dort ein paar Personenkabine von Stockwerk zu Stockwerk. Und zwar im Kreise auf und ab: ein Paternoster. Wie kommt der Aufzug zu diesem Spitznamen? Es gibt da einen, zugegeben: etwas schrillen Zusammenhang. Beim Anblick der Konstruktion eines Paternosters kann man sich nämlich mit etwas Phantasie an eine Perlenschnur, gleich dem katholischen Rosenkranz, erinnert fühlen. Dieser ist – wir erinnern uns – zumindest für die katholische Frömmigkeit eine sozu-

sagen „handgreifliche“ Möglichkeit, das Vaterunser wiederholend zu beten. Jetzt also: jede Kabine gewissermaßen eine Vaterunser-Perle. Spitznamen haben manchmal merkwürdige Entstehungsgeschichten.

Unser „pater noster“ war nun über viele Jahrhunderte hinweg insofern bedeutsam, als Latein das gesamte Mittelalter hindurch die allumfassende, alle verbindende Kirchensprache war. In den Gottesdiensten wurde von Generation zu Generation eben das lateinische „pater noster“ gebetet. Besser gesagt: *vorgebetet*. Denn des Lateinischen mächtig waren, wenn überhaupt, nur die Mönche und Priester. Das einfache Volk dagegen vernahm fremde Vokabeln und murmelte sie vielleicht nach. Ob es immer verstanden hat, was es da zu hören und nachzumurmeln gab, sei dahingestellt.

Eines der Verdienste der Reformation war es jedenfalls, den christlichen Glauben aus dieser sprachlichen Fremdbestimmung befreit zu haben. Deshalb übersetzte Luther das Neue Testament ins Deutsche. Und so eben auch das ehemalige „pater noster“. Über die Frage, weshalb er nun – etwa in seinen Katechismen – nicht, wie es grammatisch korrekt gewesen wäre, mit „unser Vater“, sondern mit „Vater unser“ übersetzt, kann man nur Vermutungen anstellen. Wahrscheinlich war es einfach nur eine kleine Konzession an seine römisch-katholische Herkunft, mit der er ja ursprünglich gar nicht brechen wollte. Nicht nur beim Namen des Vaterunsers kann man bei Luther immer wieder seine römischen Eierschalen erkennen. Warum auch nicht? „Niemals geht man so ganz“, sang Trude Herr. Das trifft in gewisser Weise auch auf die Reformatoren zu. Zumindest die lutherischen. Anders die reformierten Reformatoren, Zwingli, Calvin und wie sie alle hießen. Ursprünglich durchaus von Luthers Erkenntnissen auf den Weg gebracht, zogen sie doch mitunter erheblich radikalere theologische Konsequenzen, was den Neuanfang der Kirche betrifft. Etwa die in reformierten Kirchen an-

zutreffende sehr auffällige Kargheit ist auch Ausdruck des Willens, sich von allem katholischen Anschein unbedingt abzusetzen. Keine Bilder, kein Altar, kein Kreuz, keine Kerzen, keine Blumen. Und so eben auch kein immer noch an das katholische „pater noster“ erinnernde „Vater unser“, sondern „unser Vater“. Alle reformierten Bekenntnisschriften, Lehrbücher und Gottesdienstordnungen ziehen diese Sprachregelung durch. Bis heute wird in einem reformierten Gottesdienst konsequent das „Unser Vater“ und nicht das „Vater-unser“ gebetet. Weshalb es bei Letzterem dann noch einmal zu einer Wortverschmelzung gekommen ist, ist wohl den ungeschriebenen Gesetzen stehender Redensarten geschuldet, so wie wir das von dem Paternoster in der Bochumer Hauptverwaltung her kennen.

Zuweilen begegnen aber auch andere Namen „Gebet des Herrn“ oder auch nur „Herrengebet“. Oder – wie es in manchen Gottesdiensten heißt – „das Gebet, das Jesus Christus selbst uns gelehrt hat“. Da ist etwas dran. Denn das Vaterunser ist uns ja in der Tat als ein Gebet Jesu überliefert. Die Formulierung „Gebet des Herrn“ weist also auf die Einzigartigkeit und besondere Autorität dieses Textes hin. Es ist schon etwas anderes, ob ich meine eigenen, nicht selten auch kümmerlichen Worte zusammenkrame oder ob ich so bete, „wie Jesus Christus selbst uns gelehrt hat“. Ohne damit die manchmal auch kümmerlichen eigenen Gebetsworte gering zu schätzen. Zumindest hält uns das „Herrengebet“ – im Englischen „Lord’s Prayer“ – eher dazu an, sorgfältig auf seine Worte zu achten. Und genau darum soll es uns ja gehen.

„Vaterunser“, „Unser Vater“ oder „Gebet des Herrn“? Wenn man weiß, was man betet, muss man die Bedeutung dieser unterschiedlichen Begriffe nicht zu hoch hängen. Und schon gar nicht eignen sie sich für einen konfessionellen Stellvertreterkrieg. Wer am Ende theologisch Recht hat – Katholiken, Lutheraner oder Reformier-

te –, das entscheidet sich ganz gewiss nicht an ein paar korrekten Vokabeln. Warum kann man – etwa als reformierter Christ – nicht die christliche Freiheit haben, „Vater unser“ wacker mitzubeten, wenn es um höhere, etwa ökumenische Belange geht? Und was die rein sprachliche Fremdheit angeht, so sind wir ja auch sonst nicht so zimperlich in unseren Kirchen. Welcher normale Christenmensch weiß denn genau, was es mit dem Wort „Kyrie eleison“ auf sich hat? Oder weshalb wir nicht „Christus“, sondern „Christe, du Lamm Gottes“ singen? Von „Leib Christi“ oder „Jesu (statt: Jesus), meine Freude“ ganz zu schweigen. Nein, an Vokabeln und Grammatiken kann es nicht hängen. Aber woran dann? Schon wieder also eine Frage. Doch muss das von Nachteil sein?

3. Eine Art Modell

In der Bibel begegnet uns das Vaterunser in zwei verschiedenen Versionen. Wir finden sie bei den Evangelisten Matthäus und Lukas.

Matthäus 6,9-13:

Unser Vater im Himmel!
Dein Name werde geheiligt.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit
in Ewigkeit.
Amen.

Lukas 11,2-4:

Vater!

Dein Name werde geheiligt.

Dein Reich komme.

Unser tägliches Brot gib uns Tag für Tag

und vergib uns unsre Sünden;

denn auch wir vergeben allen, die an uns schuldig werden.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Schon ein erster flüchtiger Blick zeigt, dass beide Texte nicht völlig identisch sind. Hartgesottene Fundamentalisten werden bereits hier ihre Probleme bekommen: Kann es denn sein, dass sich Jesus bei der einen oder anderen Version vertan hat? Dass er, der Sohn Gottes, ausgerechnet bei solch einem wichtigen und zentralen Gebet den korrekten Wortlaut nicht mehr richtig zusammengeknüpft hat?

Ehe wir uns hier in unfruchtbaren Spekulationen verlieren, sollten wir uns nüchtern vor Augen halten, dass uns der Originalton dessen, was Jesus einmal tatsächlich gesagt hat, nirgendwo erhalten ist. Was wir haben, das sind die *Zeugnisse* von Menschen, die das, was sie von ihm gehört haben, weitergeben. Zunächst von Mund zu Mund, später durch Aufschreiben und Abschreiben. Hatte Jesus selbst noch das damals in Israel gebräuchliche Aramäisch gesprochen, so sind die späteren schriftlichen Aufzeichnungen seiner Worte und Taten im Neuen Testament allesamt in Griechisch verfasst, der seinerzeitigen Verkehrssprache im gesamten Mittelmeerraum. Man kann sich nur wundern, dass es bei solch einem komplexen Entstehungsprozess überhaupt noch so viele inhaltliche Übereinstimmungen in den Evangelien gibt. Doch wo Menschen am Werk sind, gibt es natürlich auch unterschiedliche Wahrnehmungen und eigene Akzentsetzungen. So erklären sich – bei allen Übereinstim-

mungen – die durchaus vorhandenen Unterschiede in den neutestamentlichen Zeugnissen. Nicht zuletzt auch in den beiden Versionen des Vaterunsers.

Manche sehen darin die Autorität der neutestamentlichen Texte angekratzt. Kann man so sehen. Man kann es aber auch anders sehen. Verschiedene Wahrnehmungen ein und derselben Sache müssen sich ja nicht zwangsläufig widersprechen. Sie können ja auch einander ergänzen und sich am Ende vielleicht sogar gegenseitig bereichern. Wenn also die beiden Evangelisten Matthäus und Lukas den Wortlaut des Vaterunsers nicht hundertprozentig deckungsgleich wiedergeben, laden sie uns zunächst einmal ein, von ihren unterschiedlichen Wahrnehmungen zu profitieren. Was der eine nicht hat, hat vielleicht der andere. Schön dumm, wollten wir von vornherein auf eine Bereicherung unserer Erkenntnis verzichten.

Warum nun Matthäus und Lukas zwei verschiedene Versionen des Vaterunsers aufgeschrieben haben, darüber können wir allerdings nur Vermutungen anstellen. Lag es daran, dass sie auf verschiedene Überlieferungen zurückgreifen mussten? Lag es an ihren verschiedenen „religiösen Sozialisationen“, wie wir heute sagen würden? Lag es womöglich an ihren unterschiedlichen theologischen Interessen? Wir wissen es nicht. Durchgesetzt hat sich in der weltweiten Christenheit jedenfalls bis heute die längere Version des Evangelisten Matthäus. Deshalb werden wir im Folgenden an ihrem Wortlaut entlanggehen und da, wo es sinnvoll erscheint, auf die Varianten beim Evangelisten Lukas eingehen.

Ein erster unterschiedlicher Akzent beider Versionen ergibt sich bereits aus dem jeweiligen *Zusammenhang*, in dem sie stehen. Bei Matthäus begegnet uns das Vaterunser im Zusammenhang der Bergpredigt. In deren Verlauf kommt Jesus auf viele verschiedene

Themen zu sprechen. So auch auf das Thema „Frömmigkeit“. Für die jüdischen Menschen der damaligen Zeit bestand diese vor allem im regelmäßigen Almosengeben, Beten und Fasten. Dagegen hat Jesus grundsätzlich nichts. Ist er doch schließlich selbst Jude und hält sich, wie wir immer wieder lesen, treu an die religiöse Glaubenspraxis seines Volkes. Im Judentum gehört dazu auch ein ausgeprägtes Gebetsleben. Neben den Psalmen belegen das vor allem die vielen jüdischen Gebetstexte, etwa das Schma Jisrael („Höre Israel“), das Achtzehngebet oder die verschiedenen Versionen des Kaddisch („Heilig“), um nur einige zu nennen. Wir können davon ausgehen, dass Jesus diese Texte vertraut waren und er sie selber praktizierte.

Was er in der Bergpredigt allerdings heftig anprangert, ist nicht der Gebrauch, sondern der Missbrauch von Frömmigkeit. Nun kann man sagen: Missbrauch von Almosengeben, o. k., haben wir schon mal was von gehört. Wenn man z. B. an die vielen Firmen oder Promis denkt, die sich vor Weihnachten mit ihren Spenden öffentlich dicketun, nur um ihr Image zu polieren, das ist schon peinlich. Und Missbrauch von Fasten, nun gut, soll es auch geben. Man kann schließlich alles übertreiben, wenn man sich allein die vielen Magermodels vor Augen hält. Aber Missbrauch des Gebets? Kann es das auch geben? Ja, sagt Jesus. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler, die gern in den Synagogen und an den Straßenecken stehen und beten, damit sie von den Leuten gesehen werden. Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen.“ (Matthäus 6,5.7)

Diesem Missbrauch des Gebets hält Jesus nun das Vaterunser entgegen: „Darum sollt ihr so beten.“ Man kann fragen, was genau mit dem Wörtchen „so“ gemeint ist. Wenn man den eingangs erwähnten, manchmal fast schon inflationären Gebrauch des Vaterunsers

ansieht, dann kann dieses „so“ keinesfalls bedeuten, ausgerechnet mit dem Vaterunser in den Missbrauch des „Viele-Worte-Machens“ zurückzufallen. Und wenn man sich die beiden Textvarianten bei Matthäus und Lukas vergegenwärtigt, dann kann das „so“ wohl auch nicht als ein „so und nicht anders“ verstanden werden. Der Zusammenhang legt vielmehr nahe, das „so“ so zu verstehen, dass mit den Worten des Vaterunsers eine Art *Anleitung* zum rechten Beten gegeben werden soll, ein Hinweis darauf, was im Gebet wichtig ist und was nicht. Sicher ist das Vaterunser selbst ein Gebet. Und auch nicht irgendeins, sondern in der Tat das, „das Jesus Christus selbst uns gelehrt hat“. Und schon deshalb sollte sein Gebrauch von höchstem Respekt und großer Gewissenhaftigkeit geprägt sein. Mehr noch aber scheint es ein grundlegendes *Modell* zu sein, wie rechtes Beten aussehen kann. Und warum dann nicht auch mit anderen oder gar eigenen Worten?

Für diese Deutung des Wörtchens „so“ spricht auch der Zusammenhang bei Lukas. Auch dort geht es um das Thema „Beten“, aber anders als bei Matthäus. Es heißt da: „Und es begab sich, dass Jesus an einem Ort war und betete. Als er aufgehört hatte, sprach einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte.“ (Lukas 11,1) Die Frage der Jünger richtet sich also auf das „wie“ des rechten Betens, so wie sie das etwa bei Johannes dem Täufer und dessen Anhängerschaft beobachtet hatten. Indem Jesus nun auf die Bitte seiner Jünger antwortet: „Wenn ihr betet, so sprecht“, dann ist dieses „so“ offenbar genau die Antwort auf das erbetene „wie“. Das Vaterunser also vor allem die Antwort auf die Frage nach der rechten Art und Weise des Betens.

Bereits diese ersten Beobachtungen am biblischen Text machen deutlich, dass das Vaterunser ganz und gar nicht dazu angetan ist, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit sozusagen ohne

Sinn und Verstand „geplappert“ zu werden. Ganz im Gegenteil. Das Vaterunser mit seinen vielen gewichtigen Inhalten hält uns dazu an, uns selber Gedanken zu machen, wie und was überhaupt verantwortungsvoll zu beten ist. Das Vaterunser ist kein Gebet zum gedankenlosen Runterleiern. Es ist vor allem ein Gebet zum *Nachdenken*.

II. „Vater“

Mehr Vertrauen geht nicht

1. Wie bei Opas altem Diaprojektor

„Schon hier hört es bei mir auf.“ Erschrocken blickt die Runde auf die junge Frau mir gegenüber. Wir befinden uns in einem Gesprächskreis, der sich monatlich um Themen des Glaubens und Lebens trifft. Heute Abend geht es um den Anfang des Vaterunsers: Vater unser ... „Schon hier hört es bei mir auf.“ Die junge Frau erzählt von ihren Schwierigkeiten, sich Gott als Vater vorzustellen. Das hänge mit bestimmten Erfahrungen ihrer Kindheit zusammen. Ihr Vater sei ein regelrechter Tyrann gewesen. Oft sei er angetrunken nach Hause gekommen und habe sie und ihre Schwester grundlos verprügelt. „Und dann gab es da noch die Nächte, wenn er in unser Schlafzimmer kam ...“ Sie bricht ab. Ein paar Tränen rinnen ihr über das Gesicht. Die Frau neben ihr nimmt sie in den Arm. Wir anderen unterbrechen das Gespräch für eine Weile.

Es gibt nicht wenige Menschen, die beim Beten des Vaterunsers bereits mit der Anrede Gottes ihre Probleme haben. Immerhin bezeichnet „Vater“ ja eine bestimmte Person, mit der jeder Mensch seine ganz eigenen Erfahrungen gemacht hat. Wenn nun Gott im Vaterunser als „Vater“ angeredet wird, scheint es leicht nachvollziehbar, dass manche Menschen ihre Vatererfahrungen eben auch

auf Gott übertragen: Habe ich gute Erfahrungen mit meinem eigenen Vater gemacht, dann fällt es mir nicht schwer, nun auch Gott mit „Vater“ anzusprechen. Habe ich schlechte Erfahrungen gemacht, dann kann ich da eben eventuell schnell ins Stolpern geraten. Man kann sich das wie eine Art „Projektion“ vorstellen, wenn man sich noch an Opas alten Diaprojektor erinnert. Das „Dia“ meiner eigenen Vatererfahrung wird nun auf die große „Leinwand“ meiner Gottesvorstellung projiziert. Das Problem dabei ist nur: Auf der Leinwand ist nie mehr und grundsätzlich nie etwas anderes zu sehen als das, was auf dem Dia in meinem Kopf bereits vorhanden ist. Aus Sicht des Glaubens ist das insofern schade oder manchmal sogar gefährlich, weil ich – gefangen in meiner eigenen Vatererfahrung – kaum mehr in der Lage bin, auch einmal eine *neue* Erfahrung mit Gott als „Vater“ zu machen.

In der Bibel wird dieser problematische Vorgang häufig thematisiert, dort allerdings nicht „Projektion“, sondern „Bilder machen“ genannt. „Du sollst dir kein Bildnis machen ...“ heißt es beispielsweise bereits in den Zehn Geboten (2. Mose 20,4). Warum? Weil Bilder – neben aller Anschaulichkeit, die sicher nützlich sein kann – immer auch die Gefahr der Einengung, der Verfügung, ja der Beherrschung meines Gegenübers bedeuten können. Eine Gefahr, die wir aus dem zwischenmenschlichen Bereich gut kennen. Wie ich mit einer Frau, einem Mann, einem Kind, einem Italiener, einem Menschen mit einer Behinderung oder einer anderen Hautfarbe umgehe, hängt häufig zuhächst eben von dem „Bild“ ab, das ich zuvor von einer Frau, einem Mann, einem Kind, einem Italiener, einem Menschen mit einer Behinderung oder einer anderen Hautfarbe in meinem Kopf gespeichert habe. Dieses Bild in meinem Kopf mag seine verschiedenen Ursachen haben. Es ist aber oft genug auch ein Hindernis, mich dem konkreten Menschen vor mir ohne Vorbehalt zuzuwenden. Der Schriftsteller Max Frisch

hat diesen Vorgang mit geradezu religiösem Pathos geißelt: „Es ist eine Versündigung, die wir fast ohne Unterlass begehen.“ Und die Theologin Dorothee Sölle spricht in dem Zusammenhang sogar von einem „Begräbnis“. Indem ich mir ein Bild von meinem Gegenüber mache, „begrabe“ ich gewissermaßen seine Möglichkeit, auch „ganz anders“ sein zu können.

Die Bibel kritisiert solche „Versündigung“ des Bildermachens vor allem im Hinblick auf *Gott*. Sich von ihm ein Bild machen, hieße ja: sich ihn nach den eigenen Vorstellungen zurechtbasteln. Ihn nur das sein lassen, was unsere menschlichen Erfahrungen hergeben. Hieße: Gott letztlich in unsere Verfügung bekommen. Hieße: Gottes Möglichkeit, auch „ganz anders“ sein zu können – mit Sölle zu sprechen –, zu „begraben“. Die Bibel jedenfalls verurteilt diese Art des Bildermachens von Gott mit überaus beißendem Spott: „Ihre Götzen aber sind Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Nasen und riechen nicht, sie haben Hände und greifen nicht, Füße haben sie und gehen nicht, und kein Laut kommt aus ihrer Kehle.“ (Psalm 115,4-7) Wo Gott in ein von Menschen gemachtes Bild gezwängt wird, ist er nicht mehr der Freie und Lebendige, sondern allenfalls noch ein toter Götze.

Nun kann man fragen: Aber ist nicht die Anrede „Vater“ genauso ein menschliches Bild von Gott? Und zwar eins, das uns doch immerhin von Jesus selbst in den Mund gelegt wird. Und weiter: Bietet uns die Bibel nicht an anderen Stellen zahllose weitere menschliche Bilder von Gott an: etwa „Hirte“ (Psalm 23,1), „Freund“ (2. Mose 33,11), „Arzt“ (2. Mose 15,26), „Richter“ (Psalm 50,6) oder auch „Mutter“ (Jesaja 66,13), um nur einige zu nennen? Doch genau diese Vielfalt biblischer Gottes„bilder“ sollte uns aufmerksam machen. Es wird seinen Grund haben, dass die Bibel Gott nicht in einem einzigen Bild fest-

legt. Die verschiedenen Bilder sind offenbar dazu da, je nach Situation ganz verschiedene Seiten Gottes zum Sprechen zu bringen. Gott selbst entzieht sich immer wieder allen menschlichen Festlegungen. Er bleibt der Freie, der Lebendige und Souveräne. Deshalb beginnt der erwähnte Spottpsalm mit den Worten: „Unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will“ (Psalm 115,3). Man tut also gut daran, die biblischen Gottes„bilder“ nicht gleich von seinen eigenen Erfahrungen her zu deuten, sondern von dem her, was diese Bilder von sich aus über Gott sagen wollen. Dazu ist es nötig, immer wieder ein wenig Abstand von sich selbst zu gewinnen. Auch von den – so oder so gemachten – guten oder schlechten Vatererfahrungen.

Der Theologe Karl Barth hat deshalb an dieser Stelle gemeint, dass man den „Diaprojektor“ am Ende gewissermaßen umdrehen müsse. Gottes Vatersein bestimme sich nicht nach Maßgabe menschlicher Vatererfahrungen. Es sei vielmehr genau umgekehrt: Gottes ursprüngliches und eigentliches Vatersein sei das „Urbild“, an dem sich dann alle menschliche Vaterschaft zu orientieren habe. In letzter Zeit ist ja immer wieder von den sogenannten „neuen Vätern“ die Rede. Von Männern, die „anders“ mit ihren Kindern umgehen wollen und sollen, als sie das vielleicht selber bei ihren eigenen Vätern erlebt haben. Hier beim „Vater“ des Vaterunsers hätten sie einen Ansatzpunkt zur Umorientierung.

2. „Abba“

Wir erinnern uns: Das Wort „Vater“ ist eine Übersetzung des entsprechenden Wortes im griechischen Urtext des Neuen Testaments. Und auch dieser Urtext ist ja nur eine spätere Verschriftlichung dessen, was einmal – etwa eine Generation vorher – von Jesus selbst *gesprochen* worden war, und zwar in seiner Muttersprache, dem

Aramäischen. In dieser seiner Muttersprache hat Jesus – darin sind sich die Forscher sehr einig – mit hoher Wahrscheinlichkeit für „Vater“ das aramäische Wort „Abba“ benutzt. Wenn wir dieses Wort einmal laut aussprechen, merken wir rasch, dass es allein seinem Klang nach einen ganz anderen Ton anschlägt als das herbere „Vater“ bzw. „pater“. „Abba“ – das klingt ja fast wie „Papa“. In diesen beiden schlichten Silben liegt alle kindliche Zärtlichkeit. Liegt ein großes Vertrauen, eine große Nähe. Wie viele verletzte Kinderseelen haben sich nicht schon in dieses warme Wort hinein bergen können: „Papa“. Und alles wird gut.

Es ist schon sehr auffallend, dass Jesus Gott sehr häufig mit „Vater“ bzw. auch mit „mein Vater“, d. h. in seiner Sprache mit „Abba“ anredet. Die wohl bekannteste Stelle finden wir in der Passionsgeschichte, wo Jesus kurz vor seinem Tod im Garten Gethsemane mit Gott ringt: „Abba, mein Vater, alles ist dir möglich; nimm diesen Kelch von mir; doch nicht, was ich will, sondern was du willst!“ (Markus 14,36). „Abba“: auch hier der Ausdruck grenzenlosen Vertrauens – selbst wenn der Weg bitter ist. Auch Jesus vertraut darauf, dass alles gut wird. Auf Karfreitag folgt Ostern.

Dieses „andere“ Vatersein Gottes wird in der wohl bekanntesten biblischen Geschichte, nämlich der vom „verlorenen Sohn“, anschaulich (Lukas 15,11-32). Ein Sohn lässt sich von seinem Vater das ihm zustehende Erbe vor der Zeit auszahlen. Er geht in die Fremde, verprasst dort sein Hab und Gut mit falschen Freunden und Dirnen und landet schließlich im Schweinestall. Reumütig kehrt er zu seinem Vater zurück, sich nicht mehr als würdig empfindend, überhaupt „Sohn“ genannt zu werden. Und der Vater? Statt den Sohn mit durchaus nachvollziehbaren Vorwürfen zu überschütten, eilt er ihm – o Wunder – entgegen, schließt ihn in die Arme und gibt zu seinen Ehren ein großes Fest. Es ist dies die vielleicht ergrei-

fendste biblische Geschichte über das „andere“ Vatersein Gottes. Sie erschließt sich aber wohl nur dem, der bereit ist, wenigstens für einen Moment einmal von seinen eigenen menschlichen Vatererfahrungen abzusehen.

Im biblischen „Vater“ schwingt aber auch noch etwas anderes mit. Das hat vor allem mit den sozialen Strukturen der damaligen Zeit zu tun. Im ganzen alten Orient ist der Vater – z. T. ja noch bis heute – das unangefochtene Oberhaupt der Familie. Er hat das Sagen. Ihm gebühren Respekt und Gehorsam. Ja, das biblische „Vater“ hat auch etwas Herrscherliches an sich. Das scheint nun allerdings wieder nach „Projektion“ zu klingen, so als würde ein menschliches Herrscherbild mit all seinen autoritären Zügen nun doch auf Gott übertragen. Aber – auch der „herrschenden“ Seite Gottes als „Vater“ fehlt jedes Despotische und Unterdrückerische, wie wir es vielleicht sogleich mit „Herrschen“ assoziieren. Das kann man sich an den Zehn Geboten ziemlich gut verdeutlichen. Gewiss, sie werden „gebieten“ und fordern Respekt und Gehorsam. Aber ihr Ziel ist nicht willenlose Unterwerfung unter eine fremde Willkür, sondern der Ruf in ein gelingendes Leben aller, der Ruf in die Freiheit. Die Gebote wollen allesamt dem Menschen *zugute* kommen. Kein Wunder, wenn die Bibel sie immer wieder mit Motiven des Genießens besingt: „Die Rechte des Herrn sind süßer als Honig und Honigseim“ (Psalm 19,11). Ja, solch eine väterliche „Herrschaft“ lässt man sich doch gerne gefallen.

Jesus nennt Gott „Abba“ – mit all seinen „anderen“ Vaterseiten. Und im Vaterunser lädt er nun auch uns dazu ein, es ihm gleichzutun. Was für eine hohe Wertschätzung allein das. Und mehr noch: Was für eine Wohltat, sich mit dem Wörtchen „Vater“ einem solchen Gott anvertrauen zu dürfen. Auch im Schweren. Mehr Vertrauen geht nicht.

3. Die Tür des Gefängnisses öffnen

Ich kehre in Gedanken in unsere Gesprächsrunde zurück. Die schlimmen Vatererfahrungen der jungen Frau wollen mir nicht aus dem Kopf. Sie sind nun einmal Teil ihres Lebens und können nicht einfach mir nichts, dir nichts wegradiert werden. Gut, wenn es Menschen um sie gibt, die dafür Verständnis haben oder sie von Zeit zu Zeit einfach nur in den Arm nehmen.

Mich beschäftigt aber auch die Frage, ob es unbedingt dabei bleiben muss, dass sie das Vaterunser, zumindest was die Anrede Gottes angeht, nicht unbeschwert mitbeten kann. Manche Frauen mit ähnlich schlimmen Vatererfahrungen empfehlen, stattdessen „Mutter“ zu sagen. Aber löst das das Problem der „Projektion“? Es gibt doch schließlich auch schlimme Muttererfahrungen. Selbst „Ärzte“, „Richter“ und „Freunde“ – um noch einmal ein paar andere Gottes„bilder“ der Bibel aufzugreifen – sind auch nicht immer ohne Fehl und Tadel, um problemlos als „Dia“ für unsere Gottesvorstellungen herhalten zu können. Wir kommen in dieser Sache wahrscheinlich überhaupt nicht weiter, wenn wir immer nur von *uns* ausgehen. So sehr es in anderen Zusammenhängen durchaus sinnvoll sein kann, von sich auszugehen, im Hinblick auf Gott funktioniert das offenbar nicht.

Es geht wahrscheinlich nur so, dass wir, wenn wir das Vaterunser beten, schon die Bereitschaft aufbringen müssen, uns einer anderen Botschaft zu öffnen. So wichtig und gewichtig unsere menschlichen Erfahrungen auch sein mögen, sie sollen doch nicht zu einem Gefängnis werden, das nichts anderes mehr zulässt. Ich wünschte es jedenfalls jener jungen Frau – und nicht nur ihr –, dass sie ihre gemachten schlimmen Erfahrungen nicht daran hindern, noch einmal etwas anderem, genauer: *einem* anderen zu begegnen. Ob sie

dann auch eine andere Anrede für Gott findet, ja vielleicht sogar irgendwann einmal wieder zum „Vater“ zurückzukehrt, ist dann vielleicht auch nicht mehr so entscheidend. Entscheidend ist, ob sie in den Worten des Vaterunsers ein neues Vertrauen schöpfen kann. Ein Vertrauen, das ihre gemachten schlimmen Erfahrungen nicht einfach in Luft auflöst. Wohl aber die Tür des Gefängnisses ein wenig öffnet.